Mir jingen aan et Kohr

Von Johann Vossen

„Mohr john mir aan et Kohr“ (Morgen gehen wir ans Korn), verkündete Ohm Mattes (Onkel Matthias) beim Abendessen. An diesem heißen Augusttag hatte er unser Roggenfeld „op dr Kau“ (Flurbezeichnung) inspiziert und das Korn für erntereif befunden. Gegen Abend, als die Bäume der nahen Hardt schon lange Schatten warfen, hatte er minutenlang dem Rauschen der hundertjährigen Buchen und Eichen gelauscht und zufrieden genickt: Morgen würde gutes Erntewetter kommen. Der Ohm verstand ein wenig die Sprache der Natur, seine Wetterprognosen stimmten fast immer. Die Vorbereitungen waren schon seit Tagen getroffen, dem morgigen Ernteeinsatz stand nichts mehr entgegen.

Der Monat August heißt bekanntlich auch „Ernte- oder Ährenmonat,“ der Eifeler macht kurz und treffend „dr Ähr“ daraus. Dr Ähr ist die Vollreifezeit des Getreides, die sich je nach Bodenbeschaffenheit und Standort über mehrere Wochen erstrecken kann. Auf unseren bescheidenen Feldern daheim in Schlemmershof, wurden die Roggenkörner meistens um die Augustmitte hart und ließen sich nicht mehr zerdrücken, wie sich bei der „Nagelprobe“ zeigte: Wenn das Roggenkorn sich nicht mehr mit dem Daumennagel zerquetschen ließ, war es reif. Die Nagelprobe kam auch beim Dengeln der Sense zur Anwendung: Eine fachgerecht ausgedengelte Sensenschneide musste sich mit dem Daumennagel leicht wölben lassen.

Zu meiner Kinderzeit war der Roggen bei uns daheim das wichtigste Getreide, weil er auch im „schweren“ Eifelboden gedieh und als Wintersaat recht ergiebig war. Allgemein wurde er nur als „et Kohr“ (das Korn) betitelt, und das war sozusagen ein „Ehrentitel“ für unsere Hauptbrotfrucht, die es zu schützen und zu pflegen galt: Korn bedeutete Brot und Brot hieß Leben. Das traf gleichermaßen auch auf den Weizen zu, doch der gedieh auf unseren kargen Feldern nicht so besonders gut. Es ist eine interessante Tatsache: Die ausgesuchtesten Leckereien öden uns nach einer gewissen Zeit an, Brot dagegen verzehren wir tagtäglich und werden seiner kaum jemals überdrüssig. Eine tüchtige Schnitte vom deftigen Eifeler Roggennbrot, frisch und duftend aus dem hauseigenen Backofen, schön dick mit selbstgemachter goldgelber Butter bestrichen, mit würzigem Schinken aus dem eigenen „Röüches“ (Räucherhaus) belegt, – ein recht delikater Leckerbissen. Unser tägliches Brot gib uns heute, – es ist etwas „dran“ an diesem Gebet.

Mit Kuhgespann und Leiterwagen aufs Kornfeld
Foto: LVR Amt für Rheinische Landeskunde

Das Kornfeld war etwas Heiliges, wehe zum Beispiel uns Hütebuben, wenn unsere Tiere ins „Kohrstöck“ (Roggenfeld) gerieten und „Gassen“ hinein trampelten. Wenn uns dabei der Feldhüter erwischte, gab es mächtigen Ärger. Die Bedeutung des Roggens und ganz allgemein des Getreides damals für uns daheim, geht auch aus einer unscheinbaren Redewendung hervor: Bei der Heuernte gingen wir „en et Heu“ (in das Heu) und bei der Rübenernte „en de Kolerawe,“ bei der Roggenernte dagegen gingen wir „aan et Kohr“ (an das Korn) oder ganz

allgemein „aan de Fruëch“ (an unser Getreide). Man ging also „an“ das Getreide heran, und nicht etwa „hinein,“ weil das ja Schaden verursacht hätte. Ein deutscher Schlagersänger hat im Jahr 1976 das „Bett im Kornfeld“ besungen, das „immer frei“ und jederzeit benutzbar war. Im und nach dem Krieg hätte dem Verfasser solcher Texte ziemliches Unheil gedroht, der Text wäre gar nicht erst zugelassen worden.

Haverjeschier und Schlotterfass

Bevor wir aan et Kohr gingen, waren etliche Vorbereitungen zu treffen. So musste unter anderem die besondere Getreidesense hergerichtet werden, die ein ganzes Jahr lang am Holzpflock an der hinteren Tennenwand gehangen und leichten Flugrost angesetzt hatte**.** Das Gerät hing so hoch an der Wand, dass wir Pänz (Kinder) nicht heran reichten: Eine Sense war eine äusserst gefährliche Sache. „Et Haverjeschier“ hieß diese Spezialanfertigung bei uns, und das bedeutete „Hafergeschirr.“ Warum gerade ausgerechnet Haverjeschier und nicht eventuell „Kohrjeschier,“ niemand weiß es, in jedem Fall wurde mit dieser Sense ausschließlich das Getreide gemäht. In der Südeifel war auch noch die Bezeichnung „Reff“ üblich, bei uns daheim gab es dieses Wort nicht.

Mit starkem Tuch bespannt: Das Bogenreff
Foto: Jubiläumsausschuss Auhausen, Robert Kaußler

Das Haverjeschier besaß eine korbähnliche, oft mit starkem Tuch bespannte Auffangvorrichtung parallel zum Sensenblatt. Es gab zwei Arten: Das „Zinkenreff“ und das „Bogenreff.“ Beim Zinkenreff waren vier oder fünf lange und der Sense entsprechend gebogene hölzerne „Zähne“ übereinander angeordnet, über die das Schnittgut ohne umzufallen in den ebenfalls hölzernen Auffangkorb glitt. Beim Bogenreff war der Auffangkorb bogenförmig bis etwa zur Sensenmitte geführt und ersetzte somit die Zinken. Die Vorrichtung ermöglichte in jedem Fall ein geordnetes Sammeln und Ablegen der gemähten Halme und erleichterte somit das Aufnehmen und Bündeln des Schnittguts zu ordentlichen Garben.

Für das Haverjeschier war ein spezieller „Sänselswurf“ (Sensenstiel) erforderlich, regional auch „Warf“ oder „Worf“ genannt, der in wesentlichen Teilen vom Stiel einer Grassense abwich. So besaß er beispielsweise nur einen Griff für die rechte Hand, die Linke umfasste das obere Ende des Stiels. Außerdem war eine besondere Halterung für den Auffangkorb erforderlich. Ein neues Haverjeschier ließ man beim Stellmacher anfertigen, dem Bauersmann fehlten in der Regel Material, Werkzeug und Kenntnis fürs Selbermachen. Unser Haverjeschier daheim war ein Zinkenreff ohne Tuchbespannung.

Ohm Mattes überprüfte also vor dem Ernteeinsatz zunächst die Holzkonstruktion am Mähgerät. Oft waren einzelne Teile des Gerüstes an den Zapfen und Verbindungsstellen durch die Sommerhitze „wann“ (locker) geworden, zumal auch zur Befestigung in der Regel Holznägel verwendet wurden. Da gab es ein sehr einfaches Abhilferezept: Das Haverjeschier wurde über Nacht in einen Wasserbottich gesteckt, morgens war das Holz aufgequollen und die Konstruktion wieder fest geworden. Bei uns steckte Ohm Mattes das Gerät einfach in die Schöpfstelle

am nahen Lohrbach, wo wir unser Trinkwasser entnahmen: Schlemmershof besaß bis in die 1960er Jahre keine Wasserleitung.

Zur Vorbereitung für den Einsatz gehörte nicht zuletzt das Überdengeln der Sensenschneide. Das Sensenblatt wurde durch den „Sänzelsreng“ (Sensenring, eine massive Eisenlasche) mit zwei dicken Madenschrauben am Wurf befestigt, den hierfür erforderlichen handlichen „Sänzelsschlössel“ (Sensenschlüssel, Innenvierkant) trug Ohm Mattes im Ähr und im „Heumoond“ (Heumonat, Juli) ständig in der Tasche. Wie bereits erwähnt, musste die Schneide der Grassense hauchdünn gedengelt werden und die Nagelprobe bestehen. Beim Haverjeschier war das nicht ratsam: Die oft recht harten Getreidehalme hätten eine so dünne Sensenschneide beschädigt. „Schnitt“ musste unterdessen auch die Kornsense haben, das richtige Dengeln erforderte eben Geschick und ein gutes „Händchen.“ Der Dengelhammer war beinahe ein Heiligtum und durfte nur fürs „Sänzel kloppe“ gebraucht werden. So nämlich bezeichnete der Eifeler treffend das Dengeln: Sense klopfen. Der „Sänzelshamer“ (Sensenhammer) besaß einen kurzen Stiel, der zielgenaues und einfühlsames Klopfen ermöglichte. Auch Ohm Mattes besaß einen solchen Spezialhammer, als er mich einmal beim Hämmern mit diesem Heiligtum erwischte, wurde es bitter für mich.

Die Sichel muss gedengelt werden, Oma weiß, wie es gemacht wird
Foto: Jubiläumsausschuss Auhausen, Robert Kaußler

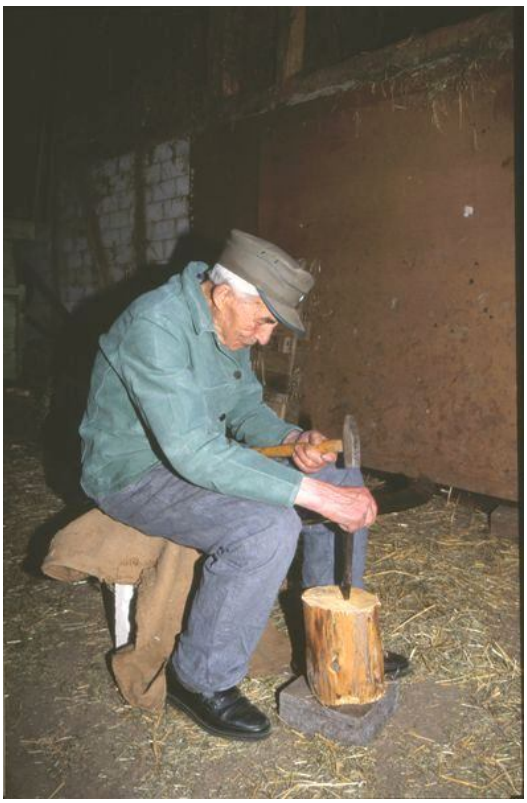
Das Sänzel kloppe war geradezu eine Wissenschaft für sich, die heute nur noch ganz wenige Senioren beherrschen. Das Dengeln von Hand ist maschinell kaum zu ersetzen. Vor Jahren kaufte ich mir eine handbediente Dengelmaschine aus dem Werkzeugkatalog, nach etlichen vergeblichen Versuchen habe ich sie zum Alteisen getan und wieder zu „Haarstock“ (Dengelamboss) und Hammer gegriffen. Sänzel kloppe erfordert eine Menge Fingerspitzengefühl, Zeitaufwand und Geduld, ein einziger falscher Hammerschlag kann die empfindliche „Bahn“ (Sensenschneide) böse beschädigen. Wenn die Schneide beispielsweise durch einen unglücklichen Hammertreffer einen „Basch“ (Riss) bekommt, so ist das ein nur schwer zu behebender Langzeitschaden. Eine detaillierte Beschreibung des Dengelns würde hier zu weit führen, deshalb grob gesagt: Es gab zweierlei Dengelmethoden, einmal das Schlagen mit der Hammerbahn (stumpfes Ende) auf spitzem Haarstock, zum anderen das Klopfen mit der Hammerfinne (spitzes Ende) auf flachem Haarstock. Wenn die Bauern abends nach Feierabend ihr Mährgerät noch rasch für den Einsatz am nächsten Morgen „auf Vordermann“ brachten, hallte das kleine Dorf wider von vielfältigem Sänzel kloppe.

Zur Sense gehörte unabdingbar das „Schlotterfass,“ der Behälter zur Aufnahme des Wetz- oder Schleifsteins. Diese Bezeichnung war nicht nur in unserer Eifel gebräuchlich, das Schlotterfass kannte man unter anderem auch im Hunsrück. Es wurde beim Mähen am Hosenbund im Rücken getragen: Dort war es bei der Arbeit nicht hinderlich, trotzdem aber leicht erreichbar. Das Schlotterfass wurde oft aus einem möglichst „schnack“ (gerade) gewachsenen Rinderhorn fabriziert, manchmal war es auch ein ausgehöhltes Stück Weichholz. Später wurde es

aus Metall hergestellt, was aber nicht standesgemäß war. Ohm Mattes beispielsweise hätte niemals ein Schlotterfass aus Zinkblech benutzt. Ursprünglich besaß der Behälter tatsächlich die Gestalt eines kleinen, an einem Ende offenen Holzfässchens, daher auch die landläufige Bezeichnung Fass. Beim Mähen schaukelte das zur Hälfte mit Wasser gefüllte Fass im Rhythmus der Körperbewegungen, der Schleifstein schlackerte und schlotterte deutlich hörbar mit, – Schlotterfass.

Der Erntewagen

Auch der Ackerwagen, im Alltagsgebrauch ein normaler Kastenwagen mit eisenbereiften hölzernen Speichenrädern für den Transport aller möglichen Güter, musste für den Ernteeinsatz in ein Leiterfahrzeug umfunktioniert werden. Dabei wurde der Kastenaufbau entfernt und das Fahrzeug um gut einen Meter verlängert. Das geschah durch Verschieben des Hinterschemels auf dem „Langfahrt“ ähnlich dem Verfahren beim Langholztransporter. Langfahrt hieß bei uns der lange „Wagenbaum,“ der die starre Verbindung zwischen dem Vorder- und Hinterschemel herstellt. Schon die Namensgebung lässt die Funktion dieses „Baums“ erkennen, der regional gelegentlich auch „Lankert“ genannt wurde. Bei uns daheim gab es zwei solcher Wagenbäume in verschiedener Länge entsprechend der Einsatzfunktion. Das war nützlich: Der Langfahrt für den Erntewagen hätte beim Kastenwagen meterweit über das Heck hinaus geragt und wäre hinderlich gewesen.



Jakob Friesen aus Blankenheimerdorf beim Sänsel kloppe
Foto: Hejo Mies

Der Aufbau des Erntewagens bestand aus dem Wagenboden, kurz „Lager“ genannt, und aus den „Leitern“ an den beiden Längsseiten, Kopf- und Heckseiten blieben offen. Die Leitern wurden gegen die Rungen gelehnt und durch Querhölzer in ihrer Lage fixiert. Die langen Seitenteile besaßen in der Regel die Form von Leitern mit zahlreichen Sprossen, daher die Bezeichnung. Bei uns daheim hatten die Leitern nur vier stabile Sprossen mit aufgenagelten Längslatten. Unser Wagen war auch mit eisernen Rungen ausgestattet, die nur wenig schräg standen und ein breiteres Lager ermöglichten. Die Leitern erhielten einen Überbau aus Stangen, der etwa einen halben Meter weit über die Wagenräder hinaus ragte und somit eine größere Ladefläche schuf. Am vorderen Teil der Leitern war die Einhängevorrichtung für den „Wiesbaum“ in Gestalt einer kleinen hölzernen Leiter oder einer Kette angebracht. Der Wiesbaum war der „Ladebaum,“ der zur Stabilisierung lang über die Garbenladung gezogen und am Wagenheck mittels Seil und „Frejdel“ (Drehholz) am „Drehbaum“ festgezurrt wurde.

Zur Ausstattung des Erntewagens gehörte oft auch das große „Wagentuch.“ Es diente zum Auskleiden des Wagenbodens und der Leitern. Im Tuch sammelten sich die beim Beladen abgebrochenen Ähren und ausgefallenen Körner. Nach dem Abladen in der Scheune, wurde der Tuchinhalt in einem Winkel der Tenne aufbewahrt und beim nächsten Flegeldreschen mit gereinigt. Bei uns daheim gab es dieses Tuch nicht, der Wagenboden war relativ dicht und wurde nach dem Abladen mit dem Besen abgekehrt.

Auf dem Kornfeld

„Kohr affmaache“ (Korn abmachen = Kornernte) war harte Knochenarbeit, wie jede bäuerliche Tätigkeit unserer Eltern und Großeltern, die kaum Maschinen kannten. Unser Nachbar besaß eine Grasmähmaschine, die für den Getreideschnitt umgerüstet werden konnte. Mein konservativer Onkel Matthias hielt nicht viel von dem „modernen Kram,“ außerdem war solches Gerät für unser Kuhgespann im Dauereinsatz zu schwer, da mussten schon mindestens zwei kräftige Ochsen her. Die aber hatten wir nicht und wohl auch kein Geld für den Kauf einer Mähmaschine, also ging Ohm Mattes „mot Haverjeschier und Schlotterfass aan et Kohr.“

Das „Affmaache“ begann an einer Ecke des Kornfelds, gemäht wurde vom Rand her zum Stehenden hin. So nämlich ließ sich das Schnittgut mit dem Haverjeschier gegen die noch stehenden Halme ablegen. Diesen Arbeitsgang nannten wir treffend „Wierhaue“ (Widerhauen). Das Gegenteil war das „Affläje“ (Ablegen) bei kurzhalmigem Getreide, in der Regel bei Buchweizen, Hafer oder Gerste. Beim Affläje wurde das Schnittgut in langen Schwaden auf den Boden niedergelegt. Das Affläje erforderte einen „Doppelschwung“ mit dem relativ schweren Mähgerät: Beim „Hinschwung“ wurden die Halme abgeschnitten, beim „Rückschwung“ wurden sie abgelegt, hierbei sollte das Mähgut in einer möglichst gleichmäßigen Reihe auf dem Boden zu liegen kommen, damit es dort ordentlich und leichter aufgenommen werden konnte. Naturgemäß wurde beim Affläje vom Stehenden her nach außen hin gemäht, wie es auchbeim Grasmähen geschah.

Die Erntemannschaft hat eine Arbeitspause verdient, nirgendwo mundet die Brotzeit besser als unter freiem Himmel auf dem Feld
Foto: LVR Amt für Rheinische Landeskunde

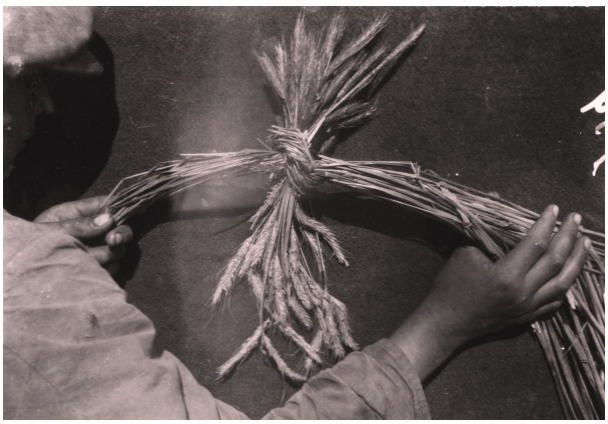
Kohr affmaache war eine anstrengende und recht schweißtreibende Arbeit, zumal auch bei den stets hochsommerlichen Temperaturen. Besonders aufwendig war die Arbeit, wenn etwa durch Witterungseinflüsse oder hin und wieder auch Überdüngung, die Halme umgeknickt wurden und flächenweise am Boden lagen. Das nämlich bedeutete mühsames Abschneiden manchmal sogar mit der Handsichel, weil die Sense nicht so tief am Boden geführt werden konnte. Aus dieser Sicht war auch der Ärger des Feldbesitzers verständlich, wenn ein Weidetier oder Wild „Gassen“ ins Korn getrampelt hatte.

Das Aufnehmen der gemähten Halme war in aller Regel Frauenarbeit. Beim Wierhaue stand das Schnittgut halb aufrecht gegen das Stehende gelehnt und man musste sich nicht so tief bücken. Beim Affläje dagegen musste alles vom Boden aufgehoben werden. Auch das Aufnehmen war harte Knochenarbeit, bei uns daheim war es ständig die Aufgabe unserer Mutter. In den Kriegsjahren, als die Männer nicht daheim waren, hat sie auch das Haverjeschier geschwungen und überhaupt jede bäuerliche Männerarbeit verrichten müssen. Ich selber habe als Dreizehnjähriger erstmals mit dem Haverjeschier gearbeitet.

Das Werkzeug der Aufnehmerin war die Sichel, mit der das Mähgut zu handlichen Bündeln zusammengefasst und zu Garben hergerichtet wurde. Die Bündel wurden mehrfach auf den Boden gestaucht, damit das „Hinterteil“ der Garbe wenigstens halbwegs „manierlich“ aussah, bei „strubbeligen“ und unordentlichen Garben konnte Ohm Mattes grantig werden. Wo liegende Halme von der Sense nicht erfasst werden konnten, wurde die Sichel zu Hilfe genommen, die zu diesem Zweck leicht gedengelt war, wie auch die Sense. Eine scharf geschliffene Sichel war beim „normalen“ Aufnehmen nich erwünscht, weil man damit leicht die aufgenommenen Halme zerschnitt. Mit der Sichel ließen sich auch die auf manchen Böden reichlich vorhandenen Ackerdisteln aussortieren. In solchen Fällen streifte sich die Aufnehmerin zwei alte Jackenärmel als „Distelschutz“ über die bloßen Unterarme.

Bännele

Zum Zusammenbinden der Garben waren „Bännele“ (Bändel, Seile) erforderlich und die wurden einfach aus Stroh hergestellt. Das geschah meistens direkt vor Ort bei der Ernte. Für so einen Bännel wurden zwei handliche Strohpäckchen – jeweils um die 15 bis 20 Halme, das ging nach Gefühl – aus dem Mähgut ausgesondert und am Ährenende zusammengebunden. Der Bindevorgang erforderte zwar eine gewisse Geschicklichkeit, war aber eigentlich nichts weiter als ein gewöhnlicher Doppelknoten, der zwei Seile zugfest miteinander verbindet. Die beiden Enden wurden einmal umeinander gedreht, wodurch der erste Knoten entstand. Dann wurde ein Ende über das andere gelegt und mit dem Daumen durch die entstehende Schlaufe gezogen, das war der zweite Knoten. Das Ganze wurde abschließend gestrafft und fertig war der Bännel. Das Anfertigen geschah innerhalb weniger Sekunden, sogar ich als Achtjähriger konnte nach einiger Anleitung relativ rasch dauerhafte Bännele herstellen.



…und straff gezogen, fertig ist der Bännel. Ein solches Strohseil war innerhalb von Sekunden hergestellt

Fotos: LVR Amt für Rheinische Landeskunde

Ein doppelter Knoten wird angelegt…

Das war auch notwendig, denn mindestens einer von uns Kindern mußte beim Kohr affmache mit anpacken. Unsere Aufgabe war das Auslegen der vorgefertigten Strohseile in bestimmtem Abstand auf den Boden, der Abstand orientierte sich am Volumen der Getreidehalme, meistens war es um die zwei Meter. Unsere Mutter deponierte dann die aufgenommenen Garbenbündel so auf den Bändel, dass sie später bequem zu binden waren. Vorab hatten die Erwachsenen schon einen guten Vorrat an Bännele angefertigt. Wenn der ausgelegt war, hatten wir als „Leger“ für Nachschub zu sorgen und selber Strohseile herzustellen. Das ging, wie schon erwähnt, ganz flott vonstatten, nur fanden meine Kinderhände nicht immer das richtige Maß für die Bündelung der beiden Bändelstränge: Mal waren es zu viel Halme – dann wurde das

Seil zu dick und ließ sich schlecht binden – oder es waren zu wenige, das Seil riss beim Binden entzwei und Ohm Mattes wetterte: „Kannste net oppasse!“

Jede zehnte Garbe war doppelt so dick wie eine Normalgarbe: Das war die „Hutgarbe,“ die später als Regendach über den aufgestellten „Kornkasten“ gestülpt wurde und somit umfangreicher sein mußte. Entsprechend länger und stärker mußte auch der Bändel sein. Die Hutseile wurden meistens daheim beim Flegeldreschen hergestellt. Aus der Größe des Kornfelds ließ sich grob die Anzahl der Kasten und damit der Hutgarben ermitteln. Besondere geeignete Korngarben wurden beim Dreschen behutsam behandelt, damit die Halme nicht beschädigt wurden, nur die Ähren wurden vorsichtig „ausgeklopft“ und danach die langen Hutseile hergestellt, die man später mit aufs Erntefeld nahm.

Kaffeepause

Nach jedem Mähgang mußte die Erntemannschaft zum Startpunkt am Feldanfang zurück marschieren, dabei wurden die gelegten Garben gebunden. Das war hauptsächlich Aufgabe der Erwachsenen, meine „Kindergarben“ nämlich waren nicht selten zu locker gebunden, sie fielen beim Transport auseinander und verursachten erheblichen Ärger. Es hat bei mir ziemlich lange gedauert, bis ich den Dreh heraus hatte.

Im Dorf gab es einen Mähbinder, für mich fast eine Wundermaschine. „Krengs Karl“ (Karl Manstein), der Besitzer, „binderte“ gelegentlich für ein paar Mark auch eins unserer Getreidefelder. Dabei wurde das Feld „aufgemäht,“ das heißt das erste „Jemadd“ (Mähgang) am Feldbeginn wurde von Hand angelegt, damit der Binder ungehindert arbeiten konnte. Das Aufmähen war, je nach Geländebeschaffenheit, nicht immer erforderlich, – mein konservativer Onkel tat es trotzdem. Das Bindegarn der Maschine wurde übrigens später beim Dreschen sorgfältig aussortiert, Bindegarn wurde im bäuerlichen Alltag tausendmal gebraucht, ein Bündel dieser Fäden hing stets am Nagel an der Innenseite des Scheunentores.

Nach einer gewissen Zeit intensiver Arbeit, meistens so etwa nach zwei Stunden, bedurften die müden Glieder und der schmerzende Rücken einer längeren Ruhezeit, Ohm Mattes stellte das Haverjeschier auf den Boden und meinte: „Dann wollen wir mal eine Pause einlegen.“ Darauf hatte zumindest ich längst gewartet, die Brotzeit gehörte beim Kohr affmaache zum Arbeitsablauf. Mutter packte den Verpflegungskorb aus, es gab üblicherweise Schinkenbrote und heißen Kaffee. Heiß mußte das Getränk sein, trotz der Sommerhitze: Nichts löscht den Durst besser als heißer Kaffee, das ist eine Bauernweisheit, die aber stimmt. Für die Erwachsenen waren Trinkbecher oder Tassen da, für mich war selbstredend das „Scheppche“ reserviert, die Aluminium-Verschlusskappe der gerippten Thermosflasche. Nirgendwo sonst schmeckten Brot und Kaffee so köstlich wie beim Kohr affmaache unter freiem Himmel. Die Kaffeepause verging viel zu schnell und Ohm Mattes befahl: „Auf geht´s, weiter.“

Die Tageszeit fürs Kohr affmaache war vom Reifezustand der Ähren abhängig. Bei normaler Vollreife wurde zur Vermeidung von Körnerverlust generell während der heißesten Mittagsstunden kein Getreide geschnitten. War das Korn „kromprief“ (krummreif = überreif), ging man nur morgens aufs Feld, solange der Nachttau noch nicht völlig aufgetrocknet war und die Körner in den Ähren „klebten.“ Bei länger andauerndem Regen verzögerte sich naturgemäß die Ernte und das Korn wurde „schwazzrief“ (schwarzreif = Färbung durch Feuchtigkeit). Dann bestand die Gefahr des „Auswachsens auf dem Halm,“ in einem solchen Fall mußte zu jeder Tageszeit die Gunst der Witterung genutzt werden um zu bergen, was noch verwertbar war.

In Reih und Glied

In der Regel lag abends unser Kornfeld „aan dr Erd“ (das ganze Feld war gemäht). Jetzt wurden noch die „Kasten“ zusammengestellt: Aus je zehn Garben bestehende kegelförmige luftdurchlässige Trockenschober. Meine Aufgabe dabei war das Festhalten der senkrechten Mittelgarbe, die durch weitere vier kreuzweise dagegen gestellte Garben fixiert wurde. Die noch vorhandenen Lücken wurden durch nochmals vier Garben ausgefüllt und schließlich der „Hut“ über das Ganze gestülpt. Damit war unser Kornkasten fertig.

Die Kornkasten waren ein Kriterium für die Bewertung der Erntemannschaft, umgestürzte Kasten waren Ohm Mattes ein Dorn im Auge, er stellte sie schnellstens wieder auf
Foto: LVR Amt für Rheinische Landeskunde

Beim Aufstellen der Kasten nahm es Ohm Mattes genau: Sie mussten in Reih und Glied ausgerichtet stehen. Bei jedem neuen Kasten nahm er genauestens „Augenmaß“ und verstellte die Mittelgarbe so lange, bis sie haargenau „in der Richtung“ stand. Schiefe oder ungleich gebaute Kasten gab es bei ihm nicht, schon gar nicht schief aufgesetzte Hutgarben. Ein etwa doch noch sichtbarer Fehler wurde bei der „Schlussabnahme“ des Ackers vor dem Heimgehen korrigiert. Die Kornkasten auf dem Erntefeld waren ein Kriterium für die Leistung der Mannschaft. Auch das Stoppelfeld mußte optisch einwandfrei und gleichmäßig geschnitten sein, liegen gebliebene Halme wurden aufgelesen und zum Kasten getan. Hierfür gab es auch einen riesigen eisernen Rechen, allgemein „Hans“ genannt, Ohm Mattes mochte aber solch „modernes Zeug“ nicht. Der hölzerne Heurechen war auf dem Kornfeld nicht einsetzbar, weil sich die Zähne in den Stoppeln verhakten und im schlimmsten Fall abbrachen. Also sammelten wir die Halme von Hand auf.

Fürs Auflesen der Halme wurden wir Kinder oft vollzählig aufs Feld beordert. Das war uns gar nicht mal so unwillkommen, gab es doch nach getaner Arbeit die Möglichkeit zum „Sööke spille“ (Suchen spielen = Versteckspiel) hinter den zahlreichen Kornkasten. Ohm Mattes sah das allerdings weniger gern, zu leicht nämlich gerieten die Kasten in Mitleidenschaft und mussten neu gerichtet werden. Eine Aufgabe für uns Kinder war nicht zuletzt auch die Suche nach Mutterkorn, das damals noch häufig in unseren Roggenähren anzutreffen war. Die giftigen dunklen Pilzwucherungen waren leicht erkennbar, wir pflückten sie aus den Ähren und sammelten sie, Ohm Mattes verbrannte sie später im kleinen Strohfeuerchen.

Der Abstand zwischen zwei Kastenreihen war so bemessen, dass später der Erntewagen dazwischen passte und von zwei Seiten her beladen werden konnte. Die fürs Beladen erforderliche „Garbengabel“ besaß einen ungewöhnlich langen Stiel: Ein voll beladener Erntewagen war um die vier Meter hoch und zählte etwa 200 Garben. Ein höher beladener Wagen hätte nicht mehr durchs Scheunentor gepasst, außerdem war die Fahrt über die holperigen Feldwege wegen der schwankenden Last ohnehin umständlich. Die Garben wurden, wie auch das

Heu, auf dem Leiterwagen in „Lagen“ gestapelt. Die oberste Lage erhielt eine bindende Mittelschicht, über die der Wiesbaum gezogen wurde.

Beim Korn einfahren mussten wir Kinder abgebrochene Ähren aufsammeln, die sich besonders an den Standorten der Kasten ansammelten und nicht verloren gehen durften: Sie waren willkommenes Zusatzfutter für unser Federvieh. Mutters Schürze diente uns als Sammelbehälter, der manchmal prall gefüllt war und eine Menge Körner enthielt. Wenn die Halmreste lang genug waren, fabrizierten wir einen prächtigen „Ährenstrauß,“ der später mit den Garben ausgedroschen wurde.

Ein Wehrreis wird aufgestellt, die Missachtung des Zeichens hatte erheblichen Ärger durch den Feldhüter zur Folge
Foto: LVR Amt f. Rheinische Landeskultur

Ähren durften auch auf abgeernteten fremden Feldern gesammelt werden, das war ein ungeschriebenes Gesetz, das aber nicht unbedingt angewendet werden musste: Wer die Ährensammler auf seinem Acker nicht dulden mochte, der verbot das Betreten durch so genannte „Wehrreiser“ entlang der Feldgrenzen. Das Wehrreis, örtlich auch „Wösch“ oder „Wöüsch“ genannt, war ein in die Erde gerammter mannshoher Stock mit einem Bündel Stroh oder Ginster an der Spitze. Wer ein solches Verbotszeichen missachtete und vom Feldhüter erwischt wurde, bekam mächtigen Ärger. An bestimmten Stellen gedieh auf abgeernteten Stoppelfeldern wildwachsender Feldsalat, bei uns ziemlich treffend „Kohrschloot“ (Kornsalat) genannt. Den mussten wir nicht selten für unseren Mittagstisch daheim einsammeln. Ich selber mochte allerdings das schmalblätterige Grünzeug nicht, es war mir zu bitter.

Aus unserem Lesebuch

Wie ich bereits eingangs erwähnte: Der Roggen war zu meiner Kinderzeit unsere Haupt-Brotfrucht, entsprechend war naturgemäß seine Wertigkeit, die auch im Schulunterricht ihren Niederschlag fand. In unseren Lesebüchern quer durch alle acht Schuljahre, gab es ganze Abschnitte, die ausschließlich dem Bauersmann und seiner Arbeit gewidmet waren. In Prosa und Gedichtform wurde hier immer wieder dem Schüler die Bedeutung von Acker, Korn und Brot vor Augen geführt und auf die Unverzichtbarkeit der Landwirtschaft hingewiesen. Die meisten „Lesestücke“ sind mir noch heute in Erinnerung, und manches Gedicht von damals kann ich noch auswendig. Zum Beispiel die Geschichte von der „Roggenmuhme,“ die das Kornfeld beschützte: „Sie wird die Kinder fangen, die nach den Ähren langen.“ Adelbert von Chamisso brachte es seinerzeit in seinem „Riesenspielzeug“ auf den Punkt: „Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot, denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot.“ Indem sie diesen Leitsatz zum Unterrichtsthema erhob, hat die „braune“ Herrschaft von damals sogar einmal etwas Gescheites vollbracht.

In Erinnerung ist mir auch noch das Lesestück von der „Ennongsmöhn,“ die einen Bauern bestrafte, weil er zwischen 12 und 13 Uhr Getreide mähte und die Mittagsruhe des Kornfeldes störte. Ein Geselle dieser Möhn war der „Kornwolf,“ der die Menschen erschreckte, wenn sie

unnötig die Getreidehalme zertrampelten. Und Theodor Seidenfaden, der Kölner Landwirtssohn und Schriftsteller, erzählte die Geschichte vom „Geheimnisvollen Mäher.“ Das war ein Mann aus der Eifel, der ganz allein in einer einzigen Nacht das große Getreidefeld eines Bauern mähte und die Garben säuberlich zu Kasten aufstellte.

Weitaus bekannter ist auch heute noch die frühe Fassung (1846) von Gottfried Kellers Gedicht „Sommernacht.“ Der Dichter schildert darin, wie die Jungmänner aus dem Dorf die Ernte armer Leute einbringen: „In meiner Heimat grünen Talen da herrscht ein alter schöner Brauch, wann hell die Sommersterne strahlen, der Glühwurm schimmert durch den Strauch, dann geht ein Flüstern und ein Winken, das sich dem Ährenfelde naht, da geht ein nächtlich Silberblinken von Sicheln durch die goldne Saat…“ Am frühen Morgen war die Arbeit getan, in Reih und Glied standen da die Kornkasten auf dem Stoppelfeld und die gesamte freiwillige Arbeiterschar freute sich: „…Es war ein Spiel in kühler Nacht.“

Das Wunder im Korn: Erntegeister bei der Arbeit
Repro: Johann Vossen

Die Geschichte erinnert mich ein wenig an daheim. Es war zwar kein Brauch bei uns, vielmehr eine durch den Krieg bedingte Notwendigkeit. Es wurde auch nicht heimlich bei Nacht gearbeitet, trotzdem aber freiwillig und unentgeltlich: Nach Möglichkeit wurde es so eingerichtet, dass im „Ähr“ oder im „Heumoond“ drei oder vier Männer aus dem Ort gleichzeitig auf Heimaturlaub kamen und in diesen Tagen reihum die Wiesen oder Getreidefelder der Familien mähten, deren männliche Angehörige im Krieg waren.

Der bayerische Heimatdichter Franz Schrönghamer-Heimdal hat seinerzeit zu dem gleichen Thema eine Geschichte geschrieben: „Das Wunder im Korn,“ ich entdeckte sie in einem alten Kalenderbuch aus dem Jahr 1930. Bei Schrönghamer schnitten 15 Dorfknechte den Roggen einer allein stehenden Witwe und das Dorf geriet ob des „Wunders“ in mächtige Aufregung. Zur Arbeitserleichterung während der warmen Nacht hatten die Männer die Oberkleidung abgelegt und arbeiteten im langen weißen Hemd. Dabei wurden sie von einem „Spätheimkehrer“ beobachtet, und der behauptete steif und fest, er habe eine Schar himmlischer Geister im Feld bei der Erntearbeit gesehen.